

Stimmt nicht

Ich hörte die Stimme, als ich gestern beim Psychiater war. Sie sprach in unspektakulärem Mittelländidom und knatterte in den tiefen Lagen wie ein schlecht geschmierter Zweitaktmotor. Bei den Worten: »Das ist, wie Sie wissen, mein gutes Recht als Patient« schluckte sie zweimal mitten im Satz, vor »wie« und nach »wissen«. In diesem Augenblick war für mich klar, wer an der Theke auf sein Recht pochte, während ich still in der Ecke des Wartezimmers saß.

Die Stimme gehörte meinem Kollegen Koller, der unter dem Arbeitsklima in unserer Abteilung »Tag für Tag Tantalosqualen« litt, wie er anderen gegenüber alliterierend zu klagen nicht müde wurde. Angesichts dieses immensen Leidensdruckes erstaunte es nicht, dass er hier gelandet war. Freuen konnte ich mich darüber wenig. Mir graute vor der Vorstellung, im Wartezimmer eines Psychiaters einem Bekannten zu begegnen, besonders wenn es sich um eine Person wie Koller handelte: weinerlich, schwach, geistlos. Was das schlechte Arbeitsklima anging, hatte er wenigstens Recht. Ich für meinen Teil hätte es schon als klimatische Verbesserung empfunden, wenn sich das Tief Koller verzogen hätte.

Als die Arzthelferin zu Koller sagte, er solle doch kurz im Wartezimmer Platz nehmen, Doktor B. werde sich gleich um ihn kümmern, stellte ich mich auf das Unvermeidliche ein. Ich wusste, in solchen Momenten musste man in die Offensive gehen, proaktiv handeln, wie es bei uns in der Firma hieß. Wenn Koller den Raum betrat, würde ich ihn begrüßen und in Smalltalk verwickeln wie an einer Betriebsfeier. Keinesfalls würde ich mich in eine Zeitschrift vertiefen und vorgeben, ich bemerke ihn gar nicht. Solche Manöver enden peinlich.

Im Flur war Flüstern zu hören, gefolgt von Schritten. Ich griff reflexartig zur *Psychosozialen Umschau* 2/2008. Der Titel »Wir sind eine Gruppe, die viel lacht« erheiterte mich wenig, lenkte mich aber einen Moment lang ab. Den Moment, bis ich ein »Guten Morgen« murmeln hörte. Ich versuchte mich zu sammeln. Als ich aufblickte, sah ich in ein Gesicht, das mit Koller gar nichts zu tun hatte. Ich erwiderte den Gruß in einem unentschiedenen Ton und wandte mich wieder der Zeitschrift zu.

Koller war in meiner Achtung augenblicklich zwei Stockwerke gesunken. Einen Menschen mit einer derart verwechselbaren Stimme wollte ich künftig keines Blickes würdigen. Gleichzeitig sagte ich mir, dass ich

bei Doktor B. wohl am richtigen Ort war, wenn ich Stimmen vernahm, die den falschen Leuten gehörten.

Doktor B. zeigte sich verständnisvoll. Nicht für den beschriebenen Lapsus – von dem wusste er nichts –, sondern für meine Situation. Er bestätigte im Wesentlichen die Diagnose meines Hausarztes: mittelschwere depressive Episode, ausgelöst durch belastende Umstände am Arbeitsplatz. Sein Verständnis für mich hinderte ihn nicht daran, mitten in der Sitzung einen Anruf entgegenzunehmen. Er verließ das Sprechzimmer, was mir die Gelegenheit gab, einen Blick auf seine Notizen zu meinem Fall zu werfen. Manches konnte ich nicht lesen, vieles war nichts Neues. Insgesamt schien ihm meine Krankengeschichte plausibel zu sein.

Ich wollte mich schon zufrieden zurück in die Patientenposition verlagern, als mich eine Bemerkung unvorbereitet und heftig traf: »Stimme:«, war da vermerkt, »leise, belegt, monoton«. Auf diese drei Attribute reduzierte der Psychiater meine Sprechweise. Und ich hatte Koller seine verwechselbare Stimme vorgeworfen.

Doktor B. schrieb mich für drei Wochen krank. Er gab mir den wertvollen Rat, meine »Auszeit« zu

nutzen, um Abstand zu gewinnen von der Arbeit. Ich solle versuchen, den Tagen eine Struktur zu geben, Tätigkeiten nachgehen, die mir für gewöhnlich Freude bereiteten. Dinge tun, die mich interessierten, für die ich sonst keine Zeit gehabt hätte. Und: Selbstreflexion sei wichtig. Vielleicht hätte ich ja Lust, Tagebuch zu schreiben. Wenn nicht, sollte ich zumindest ein Stimmungsjournal führen, in dem ich meine Befindlichkeit mehrmals am Tag mit fröhlichen oder traurigen Strichgesichtern festhalten sollte. Außerdem verschrieb er mir ein Antidepressivum.

Auf dem Weg nach Hause entsorgte ich als Erstes die Tabletten. Dann überlegte ich kurz, wie qualifiziert Doktor B.s Beratung gewesen war. Die Sache mit der Tagesstruktur und der Selbstreflexion hätte auch auf der Ratgeberseite meiner Tageszeitung stehen können. Ein Tagebuch zu führen kam nicht in Frage. Und Tätigkeiten, die mir besondere Lust bereitet hätten, konnte ich mir beim besten Willen keine vorstellen. Ich bin ein Mann ohne Leidenschaften.

Vielleicht ist diese Tatsache mitverantwortlich dafür, dass etwas scheinbar so Nebensächliches wie meine Begegnung mit Nicht-Koller den ganzen Tag an mir weaternagte. Dass Koller mich täuschen konnte, indem er seinen Stimmendoppelgänger in die

Arztpraxis schickte, beunruhigte mich mehr als meine angebliche depressive Episode.

Sogleich kamen Erinnerungen an frühere Unsicherheiten im Zuordnen von Stimmen hoch: Anrufer, die ich nicht identifizieren konnte, nachdem sie sich mit »Ich bin's« gemeldet hatten, Radiomoderatoren, die ich ständig verwechselte, zwei Mädchenstimmen, die ich als Jugendlicher einmal in der Dunkelheit fatalerweise nicht hatte auseinanderhalten können.

Ein zweites Manko führte mir der Besuch bei Doktor B. vor Augen: meine eigene Stimme. Kam einem Psychiater nur »leise, belegt, monoton« in den Sinn, wenn er mich reden hörte, war das ein Alarmzeichen. Vielleicht sollte ich meine Defizite angehen. Zeit dafür hatte ich jetzt. Ein Konzept noch nicht.